

D O N I A
B I J A N

ALS
DIE T A G E
NACH
Z I M T
SCHMECKTEN

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Susanne Goga-Klinkenberg

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2018

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2018

© 2017 by Donia Bijan

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

The Last Days of Café Leila (Algonquin Books, USA)

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Mohamad Itani/Arcangel Images (Mädchen);

© www.buerosued.de (Gebäude und Landschaft)

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-29039-3

*Wir lassen niemals vom Entdecken
Und am Ende allen Entdeckens
Langen wir, wo wir losliefen, an
Und kennen den Ort zum ersten Mal.*

– T. S. Eliot, »Little Gidding«

Prolog

Teheran, April 2014

Zod hielt inne, wenn der Postbote kam, gewöhnlich um vier, spätestens um Viertel nach, außer freitags, da kam er gar nicht. Der Freitag war der Tag der Ruhe, an dem Zod mit jeder starren, vorüberlickenden Minute ruheloser wurde. Wenn er samstags auf die Post wartete, verbrachte er die letzte Stunde damit, die Uhr zu beobachten, und um halb vier trat er mit den Händen in den Hosentaschen ans Fenster und sah hinaus. Ein Gestöber aus Glyzinien wehte in den Hof. Die Bäume hatten neue Blätter bekommen. Kaum zu glauben, wie leblos sie noch vor wenigen Wochen gewesen waren, die ausladenden Äste kahl und grüblerisch. Nun im April, dem wahren Frühling, in dem es mit jedem Tag wärmer wurde, hatte sich jede Knospe in eine rüschenbesetzte Blüte verwandelt. Er beobachtete eine Finkenfamilie, die in der Dachtraufe nistete. Die Vögel stießen herab, um ein passendes Zweiglein aufzuheben, und schossen lebhaft und geschäftig wieder davon.

Bis auf diese Pause am Nachmittag blieb Zod wenig Zeit, um die Welt zu betrachten. Naneh Goli, die Wäsche aufgehängt hatte, trat neben ihn und stieß ihn gespielt vorwurfsvoll an – »Worauf wartest du schon wieder?« –, als stünde er nicht jeden Nachmittag da und wartete auf das schwache Knattern des Postrollers und die Staubwolken, die in der

Gasse aufstiegen. Er stieß sich von der Fensterbank ab und ging durch den Flur nach draußen, wobei er die Jacke am Haken und die alte Frau, vom Fenster eingerahmt, zurückließ.

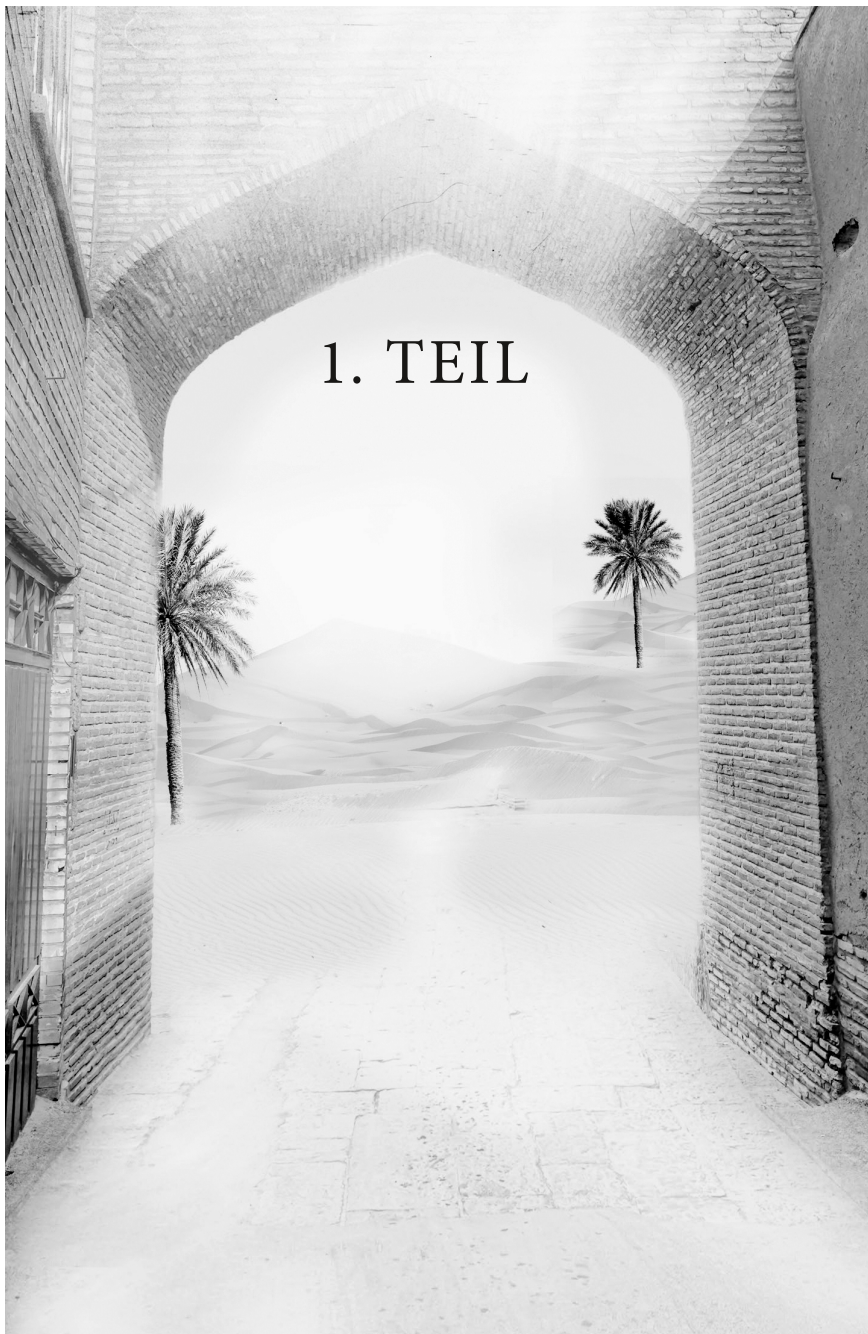
Er fühlte sich schon leichtfüßig, die Gelenke schmerzten weniger, als er den ersten Schritt tat, und er überlegte, ob er auf den Gehstock verzichten sollte, doch Naneh Goli beobachtete ihn, und Zod wollte ihre berechtigten Warnungen gar nicht erst hören. Manchmal dehnte er den kurzen Weg zum Gartentor absichtlich aus, untersuchte eine angeschlagene Fliese oder steckte die Ranken des Jasmins zurück, die sich von der Ziegelmauer kräuselten. Wie weit war der Postbote noch entfernt? Hatte er schon den Kreisverkehr erreicht? Am besten, Zod erreichte das Tor gleichzeitig mit dem Postboten, dann wirkte er nicht übereifrig.

Briefe aus Amerika brauchten bisweilen zwei oder drei Wochen, und im vergangenen Monat hatte er gar keine Post bekommen. Noor schrieb ihrem Vater noch immer, er hatte ihre Briefe zu einem säuberlichen Bündel in seiner Kommodenschublade verschnürt. Briefe, die in letzter Zeit fast nur noch über häusliche Angelegenheiten berichteten, aber es war weniger der Inhalt als die Verbindung, die ihn beruhigte, ihn in ihr Leben hineinzog. Ein so langes Schweigen war ungewöhnlich, und er fürchtete, es könnte etwas passiert sein. Kinder gingen heutzutage nicht einmal mehr ans Telefon, und Zod konnte es nicht ertragen, in den hohlen Raum zu sprechen, nachdem die aufgezeichnete Begrüßung erklingen war. Er bevorzugte noch immer das geschriebene Wort. *Heute muss es sein, bitte lass es heute sein.*

Zod begrüßte den Postboten stets mit einem warmen Lächeln, ob nun ein Brief dabei war oder nicht. Und als der

Postbote heute sagte »Ich habe etwas für dich«, nahm Zodi ihm den Umschlag aus der Hand, faltete ihn und steckte ihn beiläufig in die Tasche, bevor er weiter Nettigkeiten austauschte, als könnte er den Mann tatsächlich glauben machen, der Brief aus Amerika käme nicht von seiner Tochter, als wäre er nur irgendeine Strom- oder Gasrechnung, als zuckte sein ruheloser Daumen nicht schon am Klebstoff. Sogleich verwandelte sich das Warten in Freude. Der Brief in seiner Hand erwachte zum Leben, versetzte ihn in zwei Welten zugleich: auf die Schwelle des Café Leila, wo er jeden Tag auf das herannahende Motorgeräusch lauschte, und in die andere Welt in seiner Tasche, die seiner Kinder, in der er den Impuls, einfach loszulaufen, zu schreien, das Papier hervorzuholen und hin und her zu schwenken, zügeln musste.

1. TEIL



1. Kapitel

Noor stand mit aufgerollten Ärmeln an der Spüle, schälte Kartoffeln und warf sie ins Wasser. Die lange Messerklinge, die ohne einen Kratzer geschärft war, glänzte auf dem Schneidebrett. Ihr Vater glaubte, alles schmecke besser, wenn man es mit dem Messer schnitt, statt es in einer Küchenmaschine zu zerhackeln, weshalb es in ihrer modernen Küche in San Francisco auch keine gab und sie mit ihren Messern äußerst sorgsam umging. Zwiebeln briet sie gern in der schwarzen gusseisernen Pfanne, würzte sie mit zerdrücktem Salbei von einem der getrockneten Sträuschen über dem Herd und fügte die in Scheiben geschnittenen Kartoffeln hinzu, sobald die Zwiebeln weich waren. Schon wehte ihr süßer Duft durchs Haus und setzte sich in der Wäsche fest. Da sie wusste, dass ihre Tochter den kräftigen Geruch nicht mochte, schloss sie die Schlafzimmertür und öffnete die hohen Fenster, durch die kühle Morgenluft und das ferne Geräusch eines Rasenmähers hereindrang.

Die meisten Rezepte stammten von ihrem Vater, doch den üppigen Kartoffelkuchen hatte Noor von Nelsons Mutter übernommen. Sie hatte neben ihrer Schwiegermutter gestanden, die ihr das Rezept ins Ohr flüsterte, angeblich das einzig authentische, das schon Nelsons Urgroßmutter zubereitet hatte. Die spanische Tortilla ist auf ihre ganz

eigene, bescheidene Weise ein Omelett aus wahrer Liebe, bei dem jeder Bissen mit duftendem Olivenöl getränkt sein muss – hierbei kann es nicht zu viel des Guten geben. Obwohl Noor eine Amateurin war und die Kartoffeln manchmal roh blieben, sagte Nelson immer: »Oh, mein Gott! Das war die beste Tortilla meines ganzen Lebens!«, was natürlich nicht stimmte, aber er wusste die Mühe zu schätzen, die das Schälen und Schneiden gewaltiger Kartoffelmengen kostete.

Am spanischen Essen gefiel Noor vor allem die lustvolle Einfachheit, die so ganz anders war als die gastronomischen Purzelbäume der französischen Küche oder die Komplexität der persischen Gerichte, mit denen sie aufgewachsen war. In ihrer Kindheit hatte sie ganze Pyramiden von Safranreis und gehaltvollen Fleischartöpfen essen können, doch nun verband sie die Farben und Düfte der heimischen Küche ihres Mannes mit seiner Brautwerbung, mit Padelbooten und Flitterwochen und Champagner in Silberkübeln, Flamenco und Kerzenlicht und kleinen, in Meersalz gebratenen Sardinen, die sie am Wasser aßen. Ihre Postkarten waren Speisekarten, verschmiert und weinfleckig, von Mahlzeiten gerettet, an sie selbst adressiert und sorgfältig studiert wie Leitfäden für eine Romanze.

Da ihr nur zwei Stunden blieben, um das Picknick vorzubereiten, würde sie es vor der Arbeit nicht mehr zur Maniküre schaffen. Es war lohnender, die Stunde damit zu verbringen, geräucherte schwarze Oliven und gegrillte rote Paprika aufeinanderzuschichten. Sie musste noch Gurken und Radieschen schneiden und Erdbeeren waschen. Sie stellte sich Nelson vor, der wie ein übermütiges Kind auf jede Schüssel zeigte und aufgeregt mutmaßte, wie der In-

halt schmecken würde, und er würde es hundertmal mehr genießen als bemalte Fingernägel. Wann wären sie wieder so begierig darauf zu feiern wie heute, an ihrem sechzehnten Hochzeitstag, auf einer Fähre, die sie in der Dämmerung nach Angel Island trug? Sie hatten einander in letzter Zeit so selten gesehen, und Noors Herz hing an der jährlichen Tradition, die immer mit dem Frühlingsanfang zusammenfiel und bei der sie sich von der Arbeit losrissen und ihre Patienten den Kollegen überließen, um zum Hafen zu entfliehen.

»Das hätten wir«, sagte sie bei sich. »Nur noch die Zitrone.« Sie achtelte eine Zitrone und legte sie mit Korianderblättchen in eine blaue Butterschale, die sie zur Hochzeit bekommen hatten. Sie spülte das Messer unter heißem Wasser ab, trocknete es mit einem Geschirrtuch und legte es in die Schublade. Sie holte den Picknickkorb aus dem Schrank und stellte ihn auf die Kücheninsel, bevor sie sorgfältig das Silberbesteck, zwei Porzellanteller und kristallene Champagnergläser zusammensuchte und einzeln in die mit Leinen ausgekleideten Fächer legte. So hungrig sie auch sein mochten, packten sie den Korb doch immer langsam aus, entfalteten die Servietten, ließen den Champagnerkorken knallen, dehnten den Nachmittag aus, damit sie einander Geschichten erzählen konnten, die sie bis jetzt für sich behalten hatten. Es schien, als hätte sie vor Nelson im Dunkeln gegessen und als wären alle Mahlzeiten mit ihm gut und gesellig, so als grillte man Würstchen und Paprika über einem offenen Feuer unter den Sternen.

Auf der Arbeitsplatte lag eine Nachricht für ihre Tochter, dass sie spät nach Hause kommen würden und wie Lily nach dem Volleyballtraining die Gemüselasagne aufwär-

men sollte. Ihre Tochter war neuerdings eine wählerische Esserin und hatte geschworen, nichts mehr zu schlucken, das gehen, fliegen oder schwimmen konnte. Daher schien Pasta eine sichere Wahl. Bevor sie ins Krankenhaus fuhr, musste Noor nur noch schwarzen Kaffee kochen und in eine Thermoskanne füllen und die Tortilla aus der Form holen. Sie sumnte wie eine ekstatische Motte durch die Küche und erhaschte in der gläsernen Backofentür einen Blick auf ihr gerötetes Gesicht und die glühenden Wangen.

* * *

Der Pausenraum im Krankenhaus war klein und karg, mit Mikrowelle und Kühlschrank eingerichtet, ein Aquarell der einzige Wandschmuck. Die Schwestern genossen Partyservietten, zuckergussverzierten Kuchen und den Inhalt ihrer Butterbrotdosen, die alles von gegrilltem Hähnchen bis hin zu Möhrensalat mit Rosinen enthalten konnten, solange es dem trostlosen Dekor und den langen Schichten ein wenig Fröhlichkeit verlieh. Wenn Blumen von Freunden und Ehemännern geliefert wurden, brachen alle in wilden Jubel aus.

Der Blumenstrauß für Noor traf ein, als sie zum Dienst kam, und die Schwestern hielten in ihrem Pausengeplauder inne, um sie gutmütig zu necken. Noor trug die Blumen ans Waschbecken, um die Stängel zu beschneiden. Sie spülte eine Vase aus, füllte sie mit kaltem Wasser und knipste mit einer Chirurgicalschere die dicken Enden von zwei Dutzend roter Rosen ab.

Als sie die beigegefügte Nachricht laut vorlas, wallte Mitgefühl empor – *Mi vida, können wir unser Picknick verschieben? Es tut mir so leid, ich muss heute Nachmittag operieren.*

Das war noch nie passiert. Sie sagte nichts und setzte sich einfach hin, die Arme um den Körper geschlungen. Es war gut, dass die Enttäuschung alles verlangsamte, dass sie sich einfach mit ihrem Kaffee auf dem Stuhl zurücklehnen, den Blumenstrauß betrachten und das Geplapper an sich vorbeilaufen lassen konnte. Amy ergriff ihre Hand und drückte sie, als dächten sie das Gleiche, doch Noor dachte an den Korb, der unter einer blau-weiß karierten Tischdecke im Kofferraum stand. Was sollte mit dem ganzen Essen werden, dachte sie, es hatte doch keinen Sinn, die Tortilla zu verschwenden, er musste etwas essen. Sie würde sie ihm nach der Arbeit vorbeibringen. Mit diesem Gedanken begab sie sich zu ihren Patienten, die sie freundlich und erleichtert anschauten, als wäre sie wochenlang nicht da gewesen.

Nelson war ein gefragter Herzchirurg, aber er verpasste nur selten Familienfeiern und schaffte es sogar, Lilys Fußballmannschaft zu trainieren. Noor wäre in die Kardiologie gegangen, doch da sie sich am anderen Ende des Geländes befand, war es einfacher, mit dem Auto hinzufahren. Sie schaute sich gerade nach einem Parkplatz um, als ihr Blick auf eine wohlbekannte Gestalt fiel, die neben einem unbekannten Auto stand. Nelson in hellblauer OP-Kleidung, auf Armeslänge vor einer Krankenschwester, die Noor von einer Weihnachtsfeier kannte. Er beugte sich vor, schob ihr eine Haarsträhne hinters Ohr, und sie lächelte zu ihm auf. Noor hatte gerade eingeparkt und musste nicht mehr sehen oder gar hören, um zu begreifen, wie viel Zuneigung in dieser kleinen Geste lag. Ein Blick verriet ihr, was verloren und nicht heilbar war. Sie stieß ein überraschtes Keuchen aus.

Dann fuhr sie sofort nach Hause und packte das Picknick aus, als hätte es einfach nur geregnet. Sie warf Oliven

und Paprika weg, kippte die Tortilla in den Mülleimer und schüttete den Champagner in den Ausguss, spülte die Tupperdosens, streifte ihren Ehering vom seifigen Finger und ließ ihn neben dem Spülbecken liegen. Als sie den Schulbus auf der anderen Straßenseite bemerkte, rannte sie nach draußen und überraschte Lily mit einer Umarmung.

* * *

Die Trennung ging schnell vonstatten. Nelson hatte sich nicht widersetzt, da Untreue ein genetisches Klischee war, das er nicht abstreiten konnte. Seine Eltern waren seit über vierzig Jahren glücklich verheiratet, doch »Frauen fanden Papa immer unwiderstehlich«, gähnte er. »Wie Samt.« Es habe noch andere gegeben, gestand er lässig – eine Haltung, die ihm zugutekam, wenn er einem Patienten ein gebrochenes Herz entfernte und ein neues in die Brust einsetzte. Noor war wie betäubt und fand keinen Sinn darin, ihn schlechtzumachen. Sie ersparte Nelson die Verachtung seiner Tochter, statt sich Lilys Mitgefühl zu erkaufen. Nun aber war Lily wütend auf sie und gab ihr die Schuld an allem. Noor glaubte, die Chance auf eine gute Ehe wie die ihrer Eltern sei ohnehin gering, und sie dürfe sich nicht beklagen, dass ihre gescheitert sei.

Es gab keine Schlachten vor Gericht – sie hätte es nicht ertragen, und Nelson gab sich damit zufrieden, Lily an Wochenenden und abwechselnd in den Ferien zu haben. Sie hatten selbst über Schiedsrichterentscheidungen beim Fußball leidenschaftlicher diskutiert. Während des Trennungsprozesses duckten sie sich in die Ecken des Schlafzimmers, sprachen vernünftig miteinander, brüllten nicht und ent-

schuldigten sich sogar, dass sie einander im Stich gelassen hatten, kurzum, sie führten derart herzliche Gespräche, dass Lily sich fragte, ob ihre Liebe je real gewesen war. Sie machten sie glauben, dass ihre Märchenhochzeit – Nelsons Werbung um Prinzessin Noors Hand, die Hochzeit auf einem Boot, die siebenstöckige Rumtorte, die Flitterwochen in einer Burg bei Barcelona – nur eine spektakuläre Gutenachtgeschichte gewesen war.

Noor war wütend, aber auch beschämt, weil sie es nicht gemerkt hatte. Weil es sie unvorbereitet getroffen hatte. Sie hatte gedacht, dies sei etwas, das anderen passierte – nicht in ihrem Leben, nicht in ihrer Ehe. Also tat sie, was sie tun musste. Sie nahm Lily und verließ Nelson. Sie mietete eine Wohnung, doch als sie mit ihrer Tochter vor der Tür stand, ging sie nicht hinein; sie stand draußen und schaute sich nach Nelson um, damit er ihr mit den Koffern half. Er war natürlich nicht da.

Ihr Vater, Zod, war in Rufweite des Familiencafés geboren worden und verließ nur selten sein Zuhause, doch hatte er Noor und ihren Bruder so weit wie möglich weggeschickt, als sie gerade achtzehn gewesen war. Sie hatte monatelang damit gerechnet, er werde sie abholen, hatte draußen gestanden und auf ihn gewartet. Sie hatte ihm geschrieben und ihn angefleht, sie heimkommen zu lassen, doch seine Antwort war immer die gleiche gewesen: Dies ist kein Land für ein Kind, Noor. Schließlich hatte sie aufgegeben, so wie sie auch aufgeben würde, auf Nelson zu warten.

In ihrer Kindheit hatte ihr Vater ihr wieder und wieder erzählt, wie er und ihre Mutter ihren Namen ausgewählt hatten. Sie hatten wochenlang fast jeden Abend überlegt, verschiedene Jungen- und Mädchennamen ausprobiert,

sich für einen entschieden und ihn am Morgen wieder geändert. An dem Abend, an dem Noor geboren wurde, gab es einen Stromausfall im Café Leila, der erst endete, als sie ihre neugeborene Tochter nach Hause brachten. Als das Licht wieder anging, schoss Zod ein Name durch den Kopf. Er sagte, sie habe ihre Welt mit Licht erfüllt. Jahrelang stellte Noor sich vor, das Haus würde dämmrig, sobald sie es verließ. *Wie eitel von mir!*, dachte sie jetzt. Mit über vierzig noch zu glauben, man selbst erhelle die Räume, weil nichts einen auf die Wahrheit vorbereitet hatte: wie klein und unbedeutend der eigene sogenannte Glanz war, wie leicht er ausgelöscht und ganz und gar verdunkelt werden konnte.

2. Kapitel

In einer Sackgasse am Ende der Nasrin-Straße, in der es immer still war bis auf die Zeit, wenn die Vorschüler der Firouzeh-Grundschule nach draußen stürmten, stand für sich allein ein verblichenes gelbes Backsteingebäude. Unter dem Schild, das in die Hauswand eingelassen war, befand sich das Café Leila, dessen Eingang von tief hängenden Glyzinien umrahmt wurde, die nun, Ende April, in voller Blüte standen. Als der Postbote endlich Noors Brief ablieferte, wischte sich Zod mit dem Umschlag die taubenblauen Blütenblätter vom Revers und bestand aus lauter Dankbarkeit darauf, dass der Postbote eine Tasse Tee bei ihm trank. Dann sah er dem Roller nach, der in der Gasse verschwand, machte sich im Garten zu schaffen und schnitt Rosen für die Tische im Speisesaal. Nachdem er wochenlang gewartet hatte, war er noch nicht bereit, den Brief aufzureißen. Er musste sich auf die erste Zeile vorbereiten, die ihn stets zu Tränen rührte: *Mein Liebster, mein Baba.*

Da die Mittagessenszeit näher rückte, würde Zod noch länger warten müssen. Sein Lehrling Karim fächelte schon mit einem Besen das Kohlefeuer im Hof an, bereit, die Namen der Stammgäste zu verkünden, sobald sie eintrafen, als wären sie Schauspieler auf einer Bühne – eine ungeduldige Besetzung aus Ärzten, Büroangestellten, Ladenbesitzern,

Ingenieuren und Studenten, die bald geduckt durchs Tor treten würden. Der Junge war erst dreizehn, besaß aber eine männliche Art und hatte von Zods gelernt, die Gäste mit der reinsten Wertschätzung zu erkennen und zu begrüßen. Es kam kaum einer, den er nicht kannte.

Von den ursprünglichen Angestellten des Café Leila waren noch zwei Kellner übrig. Hedayat und Aladdin (Silberfuchse, die Zods verstorbener Vater in den Sechzigerjahren eingestellt hatte) trugen verwaschene, marineblaue Jacken mit goldbesetzten Epauletten, in denen sie wie pensionierte Generäle aussahen. Bevor seine Frau gestorben war, hatte Aladdin Aftershave benutzt und jeden Tag eine weiße Nelke im Knopfloch getragen, doch das hatte er nun aufgegeben und musste ermahnt werden, seinen Schnurrbart zu stutzen und lose Knöpfe anzunähen. Hedi, Alas stämmiger jüngerer Bruder, war in seiner Jugend Ringer gewesen und stemmte im Hof noch immer jeden Morgen seine Hanteln. Mit vierundsechzig verrichtete er die ganze schwere Arbeit im Restaurant. Ihr Cousin Soli arbeitete in der Küche. Er war nach dem Krieg aufgetaucht, weil er Arbeit suchte, und Zods hatte sie für ihn gefunden. Bald hatte er sich als zuverlässig erwiesen und war Lehrling geworden. Naneh Goli, Zods früheres Kindermädchen, trug das volle Gewicht ihrer fünfundachtzig Jahre in den Garten, wo sie, eine Hand in die Hüfte gestützt, Kartoffeln und Radieschen ausgrub. Der gebeugte Rücken zeigte die Spuren der Zeit. Sie waren wie eine Familie, so vertraut miteinander und ihren Aufgaben, dass sie kaum sprachen. Wer früh kam, konnte hören, wie Hedi knurrend die Tische umräumte, Ala bei jeder gefalteten Serviette tief seufzte, Soli seinen Neffen Karim anwies, die Kohlen zu entzünden, und Zods jeden Befehl mit

Kosenamen verbrämte – er war unfähig, Naneh Goli um eine Tomate zu bitten, ohne sie mit Lob zu überschütten.

Es blieb jetzt länger hell, doch an den kurzen Wintertagen kamen die Gäste früher, weil das Licht in der Küche sie von den düsteren Straßen lockte. Wie Kinder, die von einer Rauchsäule oder einer Hand, die über die Dächer winkt, zum Essen gerufen werden, kamen sie nacheinander, allein oder zu zweit, die Gesichter rot von der kalten Luft. Im Hof vermischte sich der üppige Duft von Zwiebeln und Grillfleisch. Sie stolperten wie betrunkene Matrosen durch die halb offene Tür und rempelten einander an, um einen Tisch zu ergattern. Tauchte ein Stammgast nicht auf, wurde Karim losgeschickt, um nach ihm zu sehen.

Für Zod war das Café Leila eine nie endende Oper, bei der er Einblicke in das geheime Leben der Männer gewann, die ihre Hemdknöpfe öffneten und die Ärmel aufrollten, um in diesem Theater ihre Rolle zu spielen. Er bedauerte, dass immer weniger Frauen kamen, weil sie den Hidschab erdrückend und die wachsamen Augen der Polizisten, die auf den Straßen herumlungerten und nur nach einem Vorwand suchten, um sich mit ihnen anzulegen, unerträglich fanden. Manchmal kamen noch Familien mit Ehefrauen und Großmüttern, Töchtern und Schwestern. Dann leuchteten seine Augen wie Laternen, und er klatschte in die hoch erhobenen Hände, als wäre eine Hochzeitsgesellschaft eingetroffen.

Die Welt um das Café Leila veränderte sich, doch das Leben, das sich dort seit den 1930er-Jahren abspielte, ging weiter. Links und rechts, wo verlassene Gebäude einander ausdruckslos anstarrten, hatte es früher Geschäfte gegeben. Verstaubte Fassaden mit den Überresten ihrer Waren – ein

Tennisschuh, alte Filmdosen, ein Fahrradreifen – kündeten von einem Leben, das weitergezogen war. Geblieben waren der alte Arzt in dem zweistöckigen Haus (seine Familie war längst im Ausland), der Lebensmittelhändler, der Ala Tee und Zigaretten verkaufte, die Vorschüler, die mittags nach Hause gingen, und Zodi in seinem sauberen Café mit dem Marmorboden und den Stühlen mit den Leiterlehnen, dem Café, das sein Vater Yanik Yadegar, ein russischer Einwanderer, der in der Küche des St. Petersburger Hotels Astoria ausgebildet worden war, vor beinahe achtzig Jahren eröffnet hatte.

In den 1930er-Jahren hatte Yanik die erste Konditorei mit Gartencafé eröffnet und Blini und Apfelcharlotte, Bœuf Stroganoff und *Kulitsch* nach Teheran gebracht. Er kam mit seiner Frau Nina, die mit Zimt gewürztes Hackfleisch und Zwiebeln in zarte Piroggen löffelte und die persische Küche durch praktisches Herumprobieren erlernte, die Familie und Gäste mit ihrem großzügigen Geist nährte, sich einfühlend mit den Nachbarn bekannt machte und Farsi lernte. Um den Sprung über die Grenze einfacher zu gestalten, änderte Yanik seinen Nachnamen von Yedemsky in Yadegar und pflanzte einen kleinen Obstgarten, in dem Granatäpfel, Mandeln und Maulbeeren wuchsen, die den Gartentischen Schatten spendeten. Sie blühten jedes Jahr wieder und erfüllten trotz politischer Unruhen und Straßenkämpfe die Luft mit ihrem süßen Duft.

Bevor ein zweites Stockwerk errichtet und nebenan ein Hotel hinzugefügt und die Kinder geboren wurden, schliefen Yanik und Nina wie zwei blinde Passagiere im Lagerraum, kuschelten sich zwischen Einmachgläsern und Jutesäcken mit Reis und Pinto-Bohnen, die wenigen Habseligkeiten

fein säuberlich in einem Pappkarton gefaltet, der als Schrank diente. Es gab kein Bad, weshalb sie zweimal in der Woche mit einer *Doroshke*, der Pferdekutsche, in den nächsten Hammam fuhren, wo Yanik im Männerbereich die *Qalyān* genannte Wasserpfeife rauchte und Nina mit den Frauen Tee trank, nachdem sie rosig aus der Schwitzstube gekommen und von einer mürrischen Wärterin rau abgerubbelt worden war.

Auf den Holzbänken der öffentlichen Bäder gewann das Paar die Zuneigung der Einheimischen; der gesellige Yanik ließ sich einen gewaltigen Schnauzbart wachsen und sang russische Balladen für Väter und Söhne, die ihn mit warm raunendem Applaus willkommen hießen, und Nina brachte Teekuchen für Großmütter, Tanten und junge Mädchen, die von der hellhäutigen Schönheit verzaubert waren. Von ihnen lernte sie das Feilschen, wie man Joghurt machte und wann man Auberginen, Gurken und Knoblauch einlegen musste, die von den Dorfbewohnern auf Eseln in die Stadt gebracht wurden. Als es im Dezember schneite und ihre Straße keinen Strom mehr hatte, hörten sie von *Yalda*, dem persischen Fest der Wintersonnenwende. Sie beleuchteten das Café mit Kerzen, füllten Keramikschalen mit Granatäpfeln, Trockenobst und Nüssen und kochten in gewaltigen Töpfen herzhafte *Ash-reshteh*, eine dicke, mit Molke versetzte Nudelsuppe. Es war ein fröhlicher und denkwürdiger Abend, an dem erzählt und geschlemmt wurde, sodass es in der Nachbarschaft für viele Jahre Tradition wurde, sich zur Wintersonnenwende im Café Leila zu versammeln.

Schließlich wurde Ziegel für Ziegel ein Wohnbereich hinzugefügt, ein Porzellanwaschbecken und eine Badewanne

mit Krallenfüßen wurden installiert, doch Yanik und Nina besuchten weiterhin den Hamam und schlichen in den Lagerraum, um einander zu betasten und sich rasch zu lieben, behaglich im ursprünglichen Nest, das sich immer kühl und dämmrig um die Hitze zwischen ihnen schloss. Zod hätte sich nicht gewundert, wenn er auf einem Bett aus Linsen gezeugt worden wäre. Seine Eltern hatten von einem besseren Leben geträumt, und der Iran nahm sie auf und bot ihnen eine Zuflucht, in der sie ihre drei Söhne aufziehen und in Würde arbeiten und leben konnten.

In den alten Tagen, als Städte wie Teheran und Kabul sich ihrer Kinos und Tennisklubs rühmten, war das Café eine Heimstatt für Intellektuelle gewesen. Die Fünfziger- und Sechzigerjahre waren voller Möglichkeiten, und Yanik empfing Studenten der Universität, Schriftsteller, Musiker, Dichter und Journalisten, ganze Gästegruppen, die sich jeden Nachmittag versammelten und bis spät in den Abend blieben. Wenn er, was er für sein Leben gern tat, in dem verglasten Kämmerchen saß, das ihm als Büro diente, und seine Gäste beobachtete, die sich mit Messer und Gabel über die Baklava seiner Frau hermachten, fühlte er sich in die eleganten Cafés versetzt, die er in Budapest und Wien gesehen hatte. Er besorgte sich die Bücher seiner Gäste, stellte sie in den Regalen aus und bat um Autogramme, und wenn jemand ein Gericht besonders gerne mochte, benannte er es nach ihm, worauf es Nimas Suppe oder Foroughs gefüllter Kohl oder Sohrabs Windbeutel hieß. Die Stammgäste sicherten seinen Unterhalt – er wollte mehr als nur ein Restaurant führen und erschuf ein kulturelles Zentrum, in dem seine Söhne mit den Gästen Schach und Backgammon spielten und unter Ninas Blicken lernten, wie man servierte und

kehrte, wie man Filo-Teig rollte und Blini mit Rosenblütenmarmelade briet.

Von den drei Kindern war es Zod, der Mittlere, der an der Küchen-Alchemie der Mutter Gefallen fand, die sich alles selbst beigebracht hatte und auf ihre Intuition vertraute, wenn sie die Zutaten mischte und bestmöglich zur Geltung kommen ließ. Während Yanik auf seiner formalen Ausbildung beharrte wie ein Akrobat, der Applaus für seine Fähigkeiten erwartete, improvisierte Nina und lachte über ihre Fehler, die oftmals auch Triumphe waren. Als sie einmal vergaß, die Kartoffeln zu den Koteletts zu stampfen, wickelte sie sie einfach in einen dünnen Pfannkuchenteig und bereitete einen flachen Kartoffelkuchen zu, den sie mit Schnittlauch und frischer Sahne servierte. Da alles neu war, blieben Yanik und Nina offen und zielgerichtet und hörten niemals auf zu lernen. Sie boten ihren Kindern ein gutes Leben in einem Land, in dem sie nicht aufgewachsen waren und das sie nie verlassen würden, doch ihren Enkeln sollte diese friedliche Existenz einmal verwehrt bleiben.

* * *

Endlich saß Zod in seinem Schlafzimmer am Fenster, hatte die Tür hinter sich geschlossen und Noors Brief auf dem Schoß. Die Sonne versank hinter den Bäumen, und eine eiskalte Hand umklammerte sein Herz. Irgendwo jenseits der Stadtgrenzen, jenseits des Kontinents und eines Ozeans, an einem Ort, den sein Herz nicht erreichen konnte, saß seine Tochter mit einem gebrochenen Herzen in der Dunkelheit. Früher hatte es ihn mit Sorge erfüllt, wenn er an seine Kinder als Fremde in einem fremden Land dachte, doch wann

immer sie heimkommen wollten, hatte er ihnen geduldig erklärt, dass er sich eine bessere Zukunft für sie wünsche, bis sie schließlich nicht mehr fragten.

Zod hatte stets geglaubt, dass etwas mit einem geschah, wenn man zum ersten Mal Vater wurde, dass man plötzlich sah und hörte wie ein Neugeborenes. Im ersten Lebensjahr seiner Tochter betrachtete er die Welt durch ihre Augen und lebte in ihr, als hätte er sie vorher nicht gekannt, als wären sie beide Geschöpfe mit weit geöffneten Augen und zitternden Gliedmaßen und als wäre jeder Schritt für ihn so neu wie für sie, vom langsamen Greifen nach der Rassel bis hin zu einem leisen Niesen. Wenn sie schrie, schrie auch er. Wenn sie Schluckauf hatte, bekam er ihn auch, und so war sie nie allein mit ihren neuen Geräuschen. Wie hatte er sie jemals aus den Augen lassen können?